

Nr. 133. Bromberg, den 14. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von **Fritz Mauthner.**

Copyright bei Ullstein & Co., Berlin-Wien.

(1. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

An der Kirche und dem Rathause vorbei eilten die Kinder die untere Gasse hinab, die zwischen kleinen einstöckigen, aber sauberen Häuschen in leiser Krümmung zur Bjelounka führte. Beide Knaben kannten die historische Bedeutung des Flusses für die Geographie dieses Landesteils. Die Bjelounka bildete von alter Zeit her die scharfe Grenze zwischen der tschechischen nud der deutschen Bevölkerung, zwischen der slawischen Niederung und dem Berglande. Das Dreieck, welches sie mit der Elbe und mit der Grenze formt, war so vollkommen deutsch, daß der Fährmann nicht wußte, wie Wasser auf slawisch hieß. Und sogar Bier vermochte er auf dem andern Ufer nur auf deutsch zu verlangen.

Im Norden setzte sich das deutsche Gebiet bis an die Landesgrenze weiter fort, im Süden aber war das Mauthäuschen von Blatna das letzte Stück deutschen Bodens, und schon der heilige Nepomuk auf der Brücke hätte Tschechisch gesprochen, wenn Schweigen nicht seines Amtes gewesen wäre.

Das war jetzt freilich schon ganz anders geworden. Seit den zwanziger Jahren waren tschechische Familien über die Bjelounka herübergekommen. Armes Tagelöhnervolk suchte hier bei den strebsamen Gewerbetreibenden Arbeit und wohlhabendere Männer wieder kauften sich an, wenn Haus und Feld eines Bürgers unter den Hammer kam. Schon im Jahre 1848 war es so weit gekommen, daß die eigentliche Gasse südlich und nördlich vom Ring fast vollständig von Tschechen bewohnt war, und in den Stürmen des Revolutionsjahres, wo alle alten Verhältnisse durcheinander geworfen wurden, kam manches Ringhaus, manche Stube im Rathaus und sogar die Sakristei der Kirche in tschechische Hände.

Das hatte sich so gemacht, ohne daß eigentlich der Stammesunterschied wesentlich beachtet wurde. Der alte Besitzer zog eben aus, wenn es ihn nach einer größeren Stadt oder nach einer fruchtbareren Gegend verlangte, oder wenn Unglück ihn zum Verkauf zwang; und der neue Besitzer zog ein, wenn er den Preis bezahlen konnte. So war gerade an dieser Stelle die Sprachgrenze schon durchbrochen; aber immer noch hatte die Bjelounka ihre Bedeutung nicht verloren. Es gab in Blatna sehr viele Leute, denen es schwer fiel, Deutsch zu sprechen; aber gemeinsam fühlten sie sich doch als eine deutsche Ortschaft. Vom Wolfsberge, wo, der Marienkapelle gegenüber, neben der Zuckerfabrik das „Trutzhaus“ des Gegenbauer mit seinem Spruche:

Ein deutsches Herz, ein deutsches Haus
Sie bleiben fest im Sturmgebraus —

nach Süden hinunter trotzte, vom Wolfsberge bis zum heiligen Nepomuk auf der Brücke gab es ein deutsches Städtchen Blatna, dessen 4000 Seelen mit Stolz auf Tschechisch-Blatna, das schmutzige Dorf jenseits der Bjelounka, herabsahen. Sie fühlten sich wie auf einem Vorposten. Sie zitierten bei allen Gaufesten die Inschrift des „Trutzhauses“. Der alte Direktor, ein Magdeburger, hatte sie verfaßt und aufmalen lassen, als das Haus für ihn stattlich genug errichtet worden war. Jetzt lebte dort außer zwei Unterbeamten der alte Gegenbauer selbst. Im „Trutzhaus“. Nur über den Sonntag, vom Samstag abend bis Montag früh, war er in dem Familienhause auf dem Ring. Seit dem Tode seiner Frau.

Die Knaben verstummten, während sie über die Holzbrücke diesem Dorfe zuschritten. Nur Katschenka dachte daran, vor dem Heiligen ein Kreuz zu schlagen.

Langsam schlichen die Kinder dann dem Gehöfte des Svatopluk Prokop zu. Zwischen armseligen, mit faulendem Stroh gedeckten Hütten, vorbei an dem übelriechenden Teiche, auf welchem unappetitliche Enten jedesmal wie zornig aufquakten, bevor sie die dicken Köpfe unter die grünliche Decke ins trübe Wasser tauchten.

Vor einer schlecht gehaltenen Scheune blieben sie stehen und Zaboj schickte sein Schwesterchen in die verfallene Hütte zum Vater hinein.

„Paß auf!“ sagte er leise. „Er schlägt mich, wenn er erfährt, daß ich dem Gegenbauer-Anton das große Geheimnis verrate. Er kann sich auf seinen Krücken viel rascher bewegen, als man glaubt. Sing' ihm ein Lied vor, damit er uns nicht überrascht!“

Dann führte er Anton an der Hand in die Scheune hinein. Dieser konnte in der Dunkelheit nichts erkennen als einen umgestürzten Pflug und einen Leiterwagen. Zaboj aber verschwand im Hintergrunde und kam dann mit der schweren Waffe in der Hand zurück. Er hielt sie vor das halb geöffnete Scheunentor, damit Anton sie beim Dämmerlichte betrachten konnte. Es war ein derber Dreschflegel; sein kurzes Ende lief in eine Eisenkugel aus, so groß wie ein Kinderkopf, und aus der Eisenkugel hervor starrten gegen zwanzig starke rauhe Eisenspitzen.

Zaboj faßte das Holz mit beiden Händen, hob den Morgenstern der Hussiten hoch empor und rief mit gedämpfter Stimme:

„Und wenn wir wieder zu unsern Morgensternen greifen, so werden wir die Deutschen zertrümmern und Böhmen wird frei werden vom Riesengebirge bis zum Böhmerwald!“

Zweites Kapitel.

Die unerbittliche Feindschaft ihrer beiden Volksstämme hinderte die Knaben nicht, sich von jetzt ab noch enger aneinander zu schließen. Und als die langen Ferien des Kriegsjahres vorüber waren, wurde ihr heißer Wunsch erfüllt, sie wurden beide nach Prag geschickt, um dort noch einige Jahre den Unterricht zu genießen, den die Kreisstadt nicht gewähren konnte.

Daß Anton die Ober-Realschule nur in Prag besuchen konnte, war längst ausgemacht. Sein Vater brachte ihn hin und fand für ihn ein gutes Unterkommen bei einer stillen ältlichen Finanzoberaufseherswitwe. Anton hatte dort ein sauberes, abgelegenes Stübchen für sich, und wenn das Fenster auch nur auf einen engen, dunkeln Hof hinausging, so konnte er sich damit trösten, daß die Straße, in der er wohnte, noch enger und unfreundlicher war als der Hof.

Zaboj war in einer schlimmeren Lage. Trotzdem sein Zeugnis ein sehr gutes war, sollte er ein Handwerk lernen, weil sein Vater die Kosten einer gelehrten Laufbahn nicht

aufzutreiben vermochte. Doch kurz vor dem Ende der Ferien ließ sich sein Pate, der Pfarrer an einer reichen Kirche in der Prager Vorstadt Smichow war, durch den Blatnaer Kaplan bewegen, für den Knaben zu sorgen.

Zaboj konnte das Obergymnasium auf der Prager Altstadt besuchen, ohne daß Svatopluk Prokop auch nur einen Kreuzer auszugeben brauchte. Und auch die Universitätsstudien sollten vom Paten und von frommen Stiftungen gesichert werden, wenn Zaboj nur einverstanden war, Theologie zu studieren, und später entweder die Weihen zu empfangen oder auch in einen Orden einzutreten.

Zaboj sprach niemals über die oft heftigen Beratungen, welche dem Entschlusse vorausgingen. Erst als er knapp vor Beginn des neuen Schuljahres im Herbst nach Prag kam und dem Freunde von Katschenka einen Gruß und vom alten Gegenbauer einen Sack vorzüglicher Äpfel mitbrachte, sagte er ganz obenhin:

„Ich werde Theologie studieren und ein Pfaffe werden."

Dann aber sprach er schnell von etwas anderem, so daß der erstaunte Anton gar nicht wagte, von dieser entsetzlich wichtigen Sache zu reden. Zaboj schämte sich offenbar vor dem Genossen.

Sie hatten natürlich hundertmal die Religion in den Kreis ihrer Dispute gezogen, und da hatte es sich immer von selbst verstanden, daß sie beide Freigeister wären.

Die veränderte Lage wirkte auch auf ihren Verkehr ein. Zaboj war in dem klösterlich eingerichteten Konvikt untergebracht, wo er unter der Aufsicht von Ordensleuten mit etwa hundert Knaben verschiedenen Alters zusammenwohnte, die alle für den geistlichen Stand bestimmt waren. Er wurde strenge beaufsichtigt und ein Verkehr mit weltlichen Schülern ungern gesehen. Die Feiertage mußte er vollends bei seinem Paten in Smichow zubringen und so blieb den Freunden nicht viel Gelegenheit, sich ordentlich auszusprechen.

Anton, der sich freier fühlte, sorgte aber nach Möglichkeit dafür, daß sie einander nicht entfremdeten. Wenn seine Schule früher aus war als die des Freundes, dessen Stundeneinteilung er genau kannte, so wartete er in dem Hofe des alten Jesuitenklosters, wo das Gymnasium sich befand. Dann schloß er sich den heimkehrenden „Konviktisten" an und begleitete den dankbaren Zaboj über die Jahrhunderte alte Steinbrücke und durch die steile Spornergasse bis zu dem finsteren Hause des Konvikts.

Jeder der geistlichen Schüler war verpflichtet, nicht nur seine eigenen Sünden zu beichten, sondern auch, aus Liebe zur Kirche und zum Seelenheile seiner Gefährten, den Lebenswandel der anderen anzugeben. Die bravsten Bauernjungen, welche zu Hause sich lieber hätten totschlagen lassen, als Verräter zu werden, wurden unter dieser Zucht bald des Aufpassens und des Anzeigens gewohnt. So dauerte es nicht lange, bis Zabojs Freundschaft für den deutschen Landsmann zu den Ohren der Oberen kam und er darüber mit väterlicher Strenge zur Rede gestellt wurde. Zaboj sagte die Wahrheit; er leugnete nicht, daß Anton sein ältester Jugendfreund war; deutete auf dringendes Verlangen auch an, daß sein Schwesterchen Katschenka ihn lieb habe, aber er fügte hinzu, daß er niemals unterlasse, Anton zum Tschechentum zu bekehren. Darauf wurde er belobt und ihm ausdrücklich die Erlaubnis erteilt, den Verkehr mit dem Gegenbauer-Anton zu pflegen, wenn er sich nur von dessen weltlichem Sinne nicht anstecken ließe.

Zaboj sah darin eine Aufmunterung, in seinem Streben fortzufahren. Aber es bedurfte dessen nicht. Je weiter die Studien der beiden jungen Leute sich voneinander entfernten und je peinlicher sie ihre ehemaligen Religionsgespräche vermieden, desto einseitiger haftete ihre Unterhaltung an der Nationalitätenfrage. Man hätte aus manchen Anzeichen schließen können, daß der Fanatismus des künftigen Geistlichen immer noch wuchs. Seine Aussprache des Deutschen wurde langsam noch härter und schwerfälliger und sein Haß gegen alles Deutsche verstieg sich bis zu einer förmlichen Wut gegen die deutschen Firmentafeln in den Straßen, gegen die deutschen Schulbücher in Antons Hand, gegen die deutschen Gespräche der vorüberwandelnden Menschen.

Anton kam nicht häufig zu Worte; unaufhörlich redete Zaboj in den Freund ein, und was er sprach, war immer wieder eine wildbegeisterte Darstellung der böhmischen Geschichte, deren Monumente ringsumher standen, wenn sie über die steinerne Brücke einherschritten. Dann streckte wohl Zaboj seine rechte Hand aus und wies auf die Königsburg, die einst der Sitz der mächtigsten Herrscher war, oder er zeigte den Berg, von welchem die Hussiten ausgezogen waren, um Europa in Schrecken zu setzen. Dann wieder funkelten seine Augen düster auf, wenn er vom Dreißigjährigen Kriege erzählte, der dort oben hinter den altersgrauen Mauern mit dem nachahmenswerten Fenstersturz begonnen und dessen letzter Schuß die letzte Kanonenkugel in diesen Brückenturm gekeilt hatte, wo sie noch heute steckte.

Anton hatte zu wenig Geschichte gelernt, um begründen zu können, was er dem Freunde bescheiden einwarf: daß auch nach seiner Darstellung doch nur die deutschen Kaiser es waren, die Prag zu einer so schönen Stadt gemacht hatten.

Zaboj durfte nur in den großen Herbstferien nach Hause gehen. Aber auch dort war der Verkehr der Knaben kein harmloser. Der tschechische Kaplan kam seinem zukünftigen Amtsbruder schon jetzt freundlich entgegen, und Zaboj mußte mit seinem mühsam erlernten, dem Volke kaum verständlichen, vornehmen Stil, wie er neuerdings in den Kreisen der slawischen Führer Mode geworden war, die Predigten ausfeilen, welche der Kaplan allsonntäglich in Blatna und ab und zu in nahen Ortschaften mit gemischter Bevölkerung hielt. Der Gymnasiast schloß sich dem Kaplan gern an, weil er in ihm den wichtigsten Vertreter der Propaganda in seiner Heimat verehrte. Aber die Qualen, die sein aufgezwungener Beruf ihm bereitete, konnte er ihm nicht anvertrauen. Anton, dem Deutschen, wollte er erst recht sein Herz nicht ausschütten, und so trieb er sich während der schönen Ferienzeit jedesmal einsam umher, von Jahr zu Jahr verschlossener, wenn er nicht mit dem eigenen Vater in der dumpfen Stube beisammensaß und ihm allen Jammer ins Gesicht schleuderte, welchen er über die Schmach seiner Heuchelei empfand.

Anton war dem Steinbruch treu geblieben; aber er konnte dort nicht viel anderes tun, als daß er in der schattigen Höhle seine Bücher las und sich im Zeichnen übte. Das Sammeln von Schmetterlingen hatte er aufgegeben und mit Katschenka, die sich fast täglich wie ein Kätzchen heranschlich und ihn zu gemeinsamen Streifereien verlocken wollte, mochte er nicht mehr spielen. In den ersten Jahren machte es ihn verlegen, mit dem sich rasch entwickelnden Kinde allein umherzutollen; und nach seinen letzten Realschulferien, da er fast achtzehn Jahre alt war, schaute er auf die noch nicht zwölfjährige Katschenka etwas von oben hinab, wenn er auch zugeben mußte, daß sie bis auf das Stumpfnäschen ein ganz prächtiges hübsches Kind war.

Beim Beginn des neuen Schuljahres trat Anton nun bereits in das Polytechnikum ein, während Zaboj noch die oberste Klasse des Gymnasiums besuchen mußte.

Sie kamen in diesem Jahre nur äußerst selten zusammen, am häufigsten noch in der Frühe von klaren Sommertagen, wenn sie beide mit ihren Schulbüchern in den schattigen Gängen des großen Baumgartens lernend auf- und niedergingen.

Anton, der doch einst die Fabrik des Vaters übernehmen und darum den Maschinenbau gründlich verstehen lernen sollte, hatte vollauf mit den neuen Wissenschaften zu tun. Zaboj mußte sich für die Maturitätsprüfung vorbereiten und fühlte überdies, daß er noch mehr als sonst überwacht wurde.

Er mochte auch ein schlechtes Gewissen gegen seine geistlichen Oberen haben; denn jedesmal, wenn er frühmorgens in einer Allee des stillen Baumgartens mit dem Landsmann zusammentraf, überraschte er ihn durch dumpfe Klagelaute über seine Lage. Er sprach sich auch jetzt noch nicht offen aus, hielt niemals den Fragen des Freundes stand, aber Anton konnte nicht daran zweifeln, daß der junge Tscheche das ihm aufgedrängte Studium haßte.

Die jungen Leute konnten dabei nicht viel von der schönen Natur genießen. Wohl waren sie täglich mit Sonnenaufgang aus den Federn und eilten ins Freie, aber jeder hatte ein Buch in der Hand; der Techniker lernte die Ziffern aus einem Lehrbuch der anorganischen Chemie, der Gymnasiast die gewundenen Sätze seiner Religionslehre auswendig. Sie begegneten einander häufig in der Uferallee des herrlich grünen Gartens, aber sie hatten beide keine Zeit zum Plaudern. Sie nickten einander stumm zu und schritten eilig aneinander vorüber, ein jeder sein Pensum mechanisch vor sich hinmurmelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tiefen des Weltraums.

Mehr als eine Milliarde Sterne sichtbar! — Dunkle Himmelskörper in kaum faßlicher Verdünnung. — 4000 Sekundenkilometer oder in zehn Sekunden um die Erde.

Von Herbert Schmitt-Carlén.

Das Problem des Aufbaus des Weltalls beschäftigt seit Jahrtausenden die Gelehrten und Philosophen; unzweifelhaft gehört es zu den gewaltigsten und anziehendsten, die sich dem Menschengeist darbieten.

Nach den neuesten Forschungen besteht unser Weltsystem aus etwa 35 Milliarden Sternen, von denen das Riesenteleskop der Mount Wilson-Sternwarte mindestens eine Milliarde uns sichtbar macht. Zu ihnen gehört unsere Sonne mit ihren acht Planeten, die inmitten der Unendlichkeit des Sternenmeeres nur einen winzigen Tropfen bildet.

Alle diese Sterne sind in Bewegung. Die Sonne eilt mit einer Geschwindigkeit von rund 20 Kilometern in der Sekunde durch den Raum, während im übrigen die Durchschnittsgeschwindigkeit der Fixsterne zwischen 20 und 50 Sekundenkilometern liegt; verschiedene Sterne erreichen auch hundert, ganz vereinzelte sogar mehrere hundert Sekundenkilometer.

Unser Sternensystem hat die Form eines Rotationsellipsoids; man stellt es sich am besten in Gestalt eines stark zusammengedrückten, fast platten Eis vor, dessen Längsachse etwa 200 000, und dessen Dicke rund 10 000 Lichtjahre beträgt. Dieses System ist rings umgeben von anderen, minder bedeutenden Sternsystemen, die weniger stark abgeplattet sind und mit dem Hauptsystem eine gemeinsame Drehungsachse besitzen. Unsere Sonne mit ihrem Gefolge von Planeten und Kometen scheint etwa 20 000 Lichtjahre vom Mittelpunkt des Ganzen entfernt zu sein.

Ganz neue Entdeckungen haben erwiesen, daß sich die Drehungsgeschwindigkeit des Hauptsystems von der Mitte nach der Peripherie zu vermindert. In der Gegend der Sonne beträgt sie etwa 350 Kilometer in der Sekunde. Dabei ist ferner festgestellt, daß um den Mittelpunkt sich die Sterne zusammendrängen, mithin die Dichtigkeit nicht überall die gleiche ist. Aus den tatsächlich ermittelten Bewegungen der Sterne der Nebensysteme ließ sich berechnen, daß das Zentrum des Hauptsystems von einer Masse gebildet werden muß, die 60 Milliarden mal größer ist als die der Sonne und etwa zwei bis drei Fünftel der ganzen Masse des Systems ausmachen dürfte. Hierfür spricht auch der Umstand, daß in dieser Gegend zahlreichere, hell leuchtende Sternwolken liegen als in irgendeinem anderen Teil des Himmels. Da dies jedoch zur Erklärung der beobachteten Erscheinung nicht ausreicht, hat man nach anderen kosmischen Körpern Ausschau gehalten. Es steht außer Zweifel, daß im Weltenraume dunkle Körper sein müssen, die das Sternenlicht zum Teil abdecken. Diese Körper befinden sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einem Zustande äußerster Verdünnung. Für unsere Zwecke würde schon die Annahme genügen, daß auf den Raum von zwei Kubikzentimetern ein Atom dieser Körper entfiele. Dann würde eine Kugel mit einem Durchmesser von 20 000 Lichtjahren eine Masse Material enthalten, die um 100 Milliarden mal größer ist als die der Sonne. Ein fast unvorstellbarer Gedanke! Ist diese Materie irgendwie zwischen den leuchtenden Sternennebeln im Mittelpunkt unseres Systems verteilt, so lassen sich sowohl die Schwerkraftverhältnisse als auch die Sternbewegungen in den Nebensystemen ohne Schwierigkeiten erklären.

Außerhalb dieser gewaltigen Anhäufung kosmischer Körper, deren große Achse, wie erwähnt, 200 000 Lichtjahre beträgt, nimmt die moderne Astronomie nun noch andere Sternsysteme an, in Entfernungen von mehreren Millionen Lichtjahren. Es sind dies die außerhalb der Milchstraße liegenden Sternnebel, meist spiralförmiger Gestalt, deren Mehrzahl im wesentlichen unserem Sternsystem gleichen dürfte. Sie zeichnen sich vor allem durch eine fast unvorstellbar große Geschwindigkeit aus, die sich um 1000 Sekundenkilometer bewegt. Erst das Spektroskop hat den Astronomen in die Lage versetzt, derartige Geschwindigkeiten überhaupt zu messen. In einem Bericht an die Nationale Akademie der Wissenschaften in Washington hat der amerikanische Astronom Milton L. Humason unlängst mitgeteilt, daß der Sternnebel Nr. 7619 des Dreyerschen Neuen Allgemeinen Katalogs eine Geschwindigkeit von 3800 Kilometern je Sekunde aufweise. Es ist dies die höchste, die man bisher im Himmelsraum hat messen können.

Mit einer derartigen Schnelligkeit würde ein Körper auf der Erde die Entfernung vom Nord- zum Südpol längs der Erdachse in etwa drei Sekunden und den Weg um die Erde in zehn Sekunden zurücklegen. In einer Minute 40 Sekunden gelangte er zum Monde, in wenig mehr als 11 Stunden zur Sonne.

So fabelhaft eine Geschwindigkeit von fast 4000 Sekundenkilometern uns unter irdischen Gesichtspunkten auch erscheinen mag, auf den Weltraum bezogen ist sie gar nicht so gewaltig. Mit der genannten Schnelligkeit braucht man immer noch 350 Jahre, um nur zu dem uns nächsten Fixstern zu gelangen. Und um unser Sternensystem längs seiner großen Achse zu durchqueren, wären nicht weniger als 15 Millionen Jahre notwendig. Man sieht wieder, alles ist nur relativ!

Angesichts der unendlichen Größe des Weltraumes, den Myriaden von Sternen und Sternhaufen mit schwindelerregender Schnelligkeit durcheilen, überkommt uns mit überwältigender Macht der Gedanke an die Kleinheit des Menschen, dieses wahren Nichts inmitten des Alls, dem es aber doch gelungen ist, die Himmelskörper zu wiegen, ihre gegenseitigen Entfernungen und Geschwindigkeiten zu messen und so ein verhältnismäßig zuverlässiges Bild des Universums zu schaffen.

Glück im Winkel.

Was der Zufall zeigte.

Das Begräbnis war vorüber, und die Schar der Leidtragenden hatte sich verlaufen. Ich stand allein an dem frischen Hügel, der unter einer Flut von Kränzen fast verschwand, und nachdem ich mir noch einige Namen der Spender notiert hatte, (denn ich hatte diesem Leichenbegängnis einer stadtbekannten Persönlichkeit als Berichterstatterin beigewohnt) wandte auch ich mich zum Gehen.

Der Friedhof war schon seit Jahren für Bestattungen geschlossen, nur für die Besitzer der alten Erbbegräbnisse öffnete er sich, wie heute, noch hin und wieder. Im Gehen las ich rechts und links die Namen alter, längst ausgestorbener Geschlechter auf verwitterten Denkmälern und fand nur wenige neuere Grabstätten. Niemand begegnete mir auf den moosbewachsenen Wegen, und vielleicht war es deshalb, daß mich der alte Kirchhof so anheimelte.

War er nicht ein Idyll, mitten in der Großstadt, dieser stille Winkel! Wenige hundert Meter weiter brandete und brauste Berlins Riesenverkehr und hinter den hohen Mauern stand das Leben still. Uralte Bäume rauschten, Vögel sangen, Schmetterlinge taumelten von Grab zu Grab. Und es war so still und friedlich und schön — daß ich hier noch ein Weilchen ausruhen wollte, ehe es wieder hinausging in Hast und Hetze und Kampf!

Auf der einzigen Bank in meiner Nähe saß ein ältliches unscheinbares, bescheiden gekleidetes Weiblein. Lieber wäre ich ja allein geblieben — aber die alte Seele würde mich ja wohl nicht stören! Und ohne sie nach flüchtigem Gruß weiter zu beachten, ließ ich mich neben ihr nieder.

Wir saßen so eine ganze Weile. Im hellen Sonnenschein leuchteten die Blumen und Kranzschleifen des frischen Grabes und zogen unser beider Blicke wieder und wieder auf sich. Plötzlich sagte meine Nachbarin — als hätten wir unsere Meinungen ausgetauscht, oder wie am Ende einer langen Gedankenreihe:

„Ja, das war eine feine Leiche, wie ich wenige hier gesehen habe. Blumen und Kränze und Wagen und eine Menge Leute — alles, wie es sich für solchen Vornehmen gehört. Aber ich muß immer denken: Was hat er selber eigentlich davon? Die Reden hört er nicht mehr, und die Blumen werden welk — und endlich muß er doch hier liegen und warten, ob ihn nochmal jemand besuchen kommt. Das ist bei allen das gleiche, da hilft aller Reichtum und alle Berühmtheit nichts!"

„Sieh an, eine Philosophin!", dachte ich und gab ihr lächelnd Recht. In der weltabgewandten Stille ringsum waren mir schon selber ähnliche Gedanken gekommen. Das Ziel auch des heißesten Strebens ist zuletzt doch das große Schweigen, und auch die Gewaltigsten dieser Welt können nichts Höheres erreichen, als — zum Schluß ein prunkvolles Grabmal.

Als ob sie meine Gedanken gelesen hätte, hob meine Nachbarin nach einer kleinen nachdenklichen Pause wieder an:

„So eine Familiengruft, das wäre nichts für mich! Sehen Sie, da drüben an der Mauer, da liegen sie Haus bei Haus und haben es feiner und mehr Platz, als manch einer bei Lebzeiten — aber hier in der Reihe ist es doch besser!" Sie lachte ein wenig. „Es ist ja Unsinn, man merkt ja nichts mehr davon — aber doch. — Ich denke immer, hier draußen spürt man noch die Sonne und den Wind, und die kleinen Vögel setzen sich einem aufs Grab. Und vielleicht, wenn so rechts und links neue Nachbarn kommen, kriege ich

sogar noch dann und wann ein paar Blumen ab, wenn ich hier liege!"

„Nun, damit hat es doch hoffentlich noch gute Weile", sagte ich, ihr faltiges, aber noch frisches und so freundliches Gesicht betrachtend, „und dann werden Ihnen ja doch sicher Ihre Verwandten recht schöne Blumen bringen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Verwandte habe ich nicht. Und Bekannte kaum. Ich kümmere mich um niemand. Ich tue meine Arbeit, und jeden Tag gehe ich in der Mittagspause hierher. Hier ist es doch am schönsten, beinahe wie auf dem Lande!"

„Ich habe mir hier auch schon eine Grabstelle gekauft!" fuhr sie fort. „Wissen Sie, zuweilen wird hier eine frei, und da habe ich gleich zugegriffen. Wollen Sie sie mal sehen?"

Damit stand sie ganz eifrig auf und sah mich erwartungsvoll an. Natürlich folgte ich. Dies war ja wahrhaftig ein Original! Kaufte sich ihre Grabstelle und genoß sozusagen ihr Hausrecht im voraus! Sommerfrische auf dem Kirchhof — so was kann auch nur in der Großstadt vorkommen!

Meine Gefährtin war völlig unbefangen. Sie ging vor mir her und fühlte sich allen Ernstes durchaus als Wirtin. Sie kannte jedes Grab und wußte von jedem etwas zu erzählen, so wie ein Gartenbesitzer einen Besucher herumführt und ihm seine schönen Rosen und die neuen Obstbäume zeigt.

Ihre Grabstelle war auch wirklich ein richtiges Gärtchen. Was blühte und wuchs dort nicht alles, und man mußte ja sehen, wie sie, meine Gegenwart fast ganz vergessend, sogleich ganz vertieft anfing zu gießen und zu schneiden, wobei sie die nötigen Gerätschaften unter einem kleinen hölzernen Schutzdach hervorholte, das so von Efeu überwuchert war, daß ich es garnicht bemerkt hatte. Lauter gute alte Bekannte wuchsen da: Phlox und Fuchsien, Geranien undFleißige Lieschen — und — ach Gott, sogar eine Blume, die ich nur noch aus Großmutters Garten kannte: „Tränende Herzen" nannte sie die zierlichen roten Blüten, die an langen, schwanken Rispen aufgereiht waren.

Diese „Tränenden Herzen" nun sah ich auch, in viele zierliche Sträußchen mit hineingebunden, auf anderen Gräbern in der Nachbarschaft und weiterhin liegen, und ich fragte meine neue Freundin, ob sie die Sträuße an andere Kirchhofsbesucher abgegeben habe.

„Nein", sagte sie und sah mich ganz verwundert an, „hier kommt ja kaum noch jemand her! — Das sind hier alles vergessene Gräber, und deshalb trage ich die Blumen hin."

Sie ging durch die Reihen und bückte sich hier und da, zufrieden ihr Werk betrachtend. „Der Friedhofsgärtner muß ja alles in Ordnung halten", sagte sie, „aber Blumen pflanzt er doch nicht. Ich habe ja für niemand weiter zu sorgen, und da ist das hier meine Freude. Irgend was muß man doch haben fürs Herz, nicht wahr?"

Sie kniete nieder und bastelte an einem Kindergräbchen. „Dies ist hier noch nicht alt, und die Mutter kam erst alle Tage", sagte sie, wieder aufstehend. „Aber nun ist sie schon seit Jahren nicht mehr hier gewesen, vielleicht weggezogen — oder so. Na, darum braucht Elfriedchen doch nicht auf ihre Blumen zu warten!"

Sie bückte sich noch einmal und legte eine Efeuranke, die über die Inschrift des Grabsteines gefallen war, zur Seite. Sie tat das sacht und lind, nicht anders, wie man wohl fliegende Locken aus heißer Kinderstirn streicht, und ihr schmales Gesicht war von dem mütterlichen Lächeln verjüngt und erhellt — — —.

Mir aber wurden unversehens die Augen feucht, und ich stand beschämt — — —.

Wie viele von uns nehmen sich in ihrem ausgefüllten Leben die Zeit, auch nur einen Bruchteil der Liebe zu verschenken, die diese einsame Alte an vergessene Gräber trug!

Und wie viele von uns finden mit all ihrem Wollen ein inneres Glück, wie sie es hier in dem weltvergessenen Winkel sich aufgebaut hatte aus dem Reichtum ihres gütigen Herzens! K. B. S.



Bunte Chronik



*** Der erfüllte Wunschtraum.** Eine bescheidene kaufmännische Angestellte in Kapstadt erfuhr in einer fast märchenhaft anmutenden Form die überraschende Erfüllung eines Wunschtraums. Sie hatte drei Jahre fern von ihrem kleinen englischen Heimatort in Südafrika gelebt und wollte ihn einmal wiedersehen. Ihre Ersparnisse reichten nicht für einen Postdampfer, sondern nur für ein Frachtschiff. Ihrem Unternehmen war es nicht recht gewesen, daß sie dafür einen Urlaub von fast einem Viertel Jahr benötigte, und sie hatte ihre Entlassung nehmen müssen, erlangte zu ihrer großen Freude aber die Sicherheit, nach ihrer Rückkehr in ein anderes Geschäft eintreten zu können. Bei der Bestellung eines Dampferplatzes wurde sie gefragt, ob sie nicht doch einen Postdampfer vorziehen würde. Sie erklärte: „Es ist mein heißester Wunsch, einmal in der Luxuskabine eines Schnelldampfers reisen zu können, aber er erfüllt sich mir nur im Traum!" Der Beamte entließ sie mit einem Bedauern und einem billigen Platz für einen Frachtdampfer. Zu seinem Erstaunen erschien die junge Dame aber nach einigen Tagen wieder in der Schiffsagentur und verlangte nun einen Platz erster Klasse in dem am nächsten Tage abgehenden Schnelldampfer. Sie hielt ein Kabeltelegramm in der Hand, das sie von dem Tode eines Freundes ihres verstorbenen Vaters unterrichtete und gleichzeitig die Aufforderung seitens eines Notars enthielt, über eine Erbschaft von 600 000 Pfund verfügen zu wollen. Daraufhin erhielt sie die Zusage für einen Schiffsplatz zu einem Preise, der selbst in ihren Träumen noch nicht vorgekommen war. In voller Ruhe setzte sie auch noch ein Telegramm auf, in dem sie eine größere Geldsumme aus ihrem Erbe anforderte. Dann aber löste sich die krampfhafte Spannung in einer kurzen Ohnmacht. Und als sie daraus erwachte, begann sie ein neues Leben.

*

*** Der Kußmarkt von Nagy=Altmagy.** Die Versteigerung oder der Verkauf von Küssen von den Lippen schöner Frauen bildet häufig einen sehr beliebten Teil von Veranstaltungen zu wohltätigen Zwecken. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß es in Ungarn einen richtigen „Kußmarkt" gibt, auf dem jeder, der Lust hat, für einen mehr oder weniger großen Betrag sich die beliebte „Leckerei" erstehen kann Alljährlich versammeln sich in dem Orte Nagy=Altmagy auf Grund eines alten ungarischen Brauches die im letzten Jahre verheirateten Frauen des Komitats auf dem Marktplatz und lassen sich von jedem Manne, der den üblichen Preis — oder auch mehr — in klingender Münze bezahlt, küssen. Der Preis betrug vor dem Kriege noch nicht einmal fünf Pfennig, nur bei ganz besonders hübschen und kußtüchtigen Frauen stieg er bis auf den Höchstsatz von 25 Pfennig.



Rätsel=Ecke



Besuchskarten=Rätsel.

Peter v. Warnsar

Kassel

Wer den Beruf dieses Mannes wissen will, der muß die Buchstaben dieser Karte entsprechend umstellen. Es ergibt sich dann eine mit „S" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Silbenkreuz=Rätsel.

1	2
3	4

1, 2 = Absplitterung
3, 4 = Insekt
1, 4 = Behälter
2, 3 = Vorlage
3, 2 = Teil eines Gestricks
1, 3 = Tier

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 127.

Rätsel: Der Buchstabe R.

*

Buchstaben=Rätsel: Spatz — Spitz.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.